

*Bettina Schneider*

# **Mit Wolf und Adler**

**BLITZ**



**Dieses Buch gehört zu unseren exklusiven Sammler-Editionen  
und ist nur unter [www.BLITZ-Verlag.de](http://www.BLITZ-Verlag.de) versandkostenfrei erhältlich.  
In unserem Shop ist dieser Roman auch als E-Book lieferbar.  
Bei einer automatischen Belieferung gewähren wir Serien-Subskriptionsrabatt.  
Alle E-Books und Hörbücher sind zudem über alle bekannten Portale zu beziehen.**

© 2026 BLITZ-Verlag  
Redaktion: Danny Winter  
Titelbild: Mario Heyer  
Umschlaggestaltung: Mario Heyer u.V. der KI Software Midjourney  
Logo: Mark Freier  
Satz: Gero Reimer  
Gedruckt in der EU  
Alle Rechte vorbehalten  
ISBN 978-3-68984-789-0

## Inhalt

<b>Gefährten</b>	<b>9</b>
<b>Traurige Verhältnisse</b>	<b>11</b>
<b>Wokadehs Geschichte</b>	<b>21</b>
<b>Zu den Kiowas</b>	<b>29</b>
<b>A’Pih</b>	<b>36</b>
<b>Zu voreilig</b>	<b>46</b>
<b>Ein kluger Kopf</b>	<b>51</b>
<b>Santer flieht</b>	<b>57</b>
<b>Rache um jeden Preis?</b>	<b>66</b>
<b>Im Lager</b>	<b>73</b>
<b>Der weiße Büffel</b>	<b>79</b>
<b>Ein Wiedersehen</b>	<b>91</b>
<b>Erinnerungen</b>	<b>98</b>
<b>Die Utahs</b>	<b>99</b>
<b>Der Schwarze Adler</b>	<b>115</b>
<b>Der Tod und seine Folgen</b>	<b>128</b>
<b>Ein Blick zurück</b>	<b>135</b>
<b>Ein alter Bekannter</b>	<b>136</b>
<b>Schmerz und Bitterkeit</b>	<b>146</b>
<b>Die Wahrheit</b>	<b>158</b>

<b>Jonas' Geschichte</b>	<b>173</b>
<b>Blutiges Ende</b>	<b>180</b>
<b>In die Tiefe</b>	<b>187</b>
<b>Im Pa-ware</b>	<b>204</b>
<b>Grausame Neuigkeiten</b>	<b>210</b>
<b>Kampf ums Überleben</b>	<b>218</b>
<b>Auf dem Weg zu Avaht-Niah</b>	<b>224</b>
<b>Ein Wiedersehen</b>	<b>233</b>
<b>Eine saubere Gesellschaft</b>	<b>250</b>
<b>Wertvolle Hilfe</b>	<b>257</b>
<b>Gewagtes Spiel</b>	<b>262</b>
<b>Ein langer Weg</b>	<b>270</b>
<b>Ruhige Tage</b>	<b>289</b>
<b>Die Paiute kommen!</b>	<b>299</b>
<b>Renntag</b>	<b>308</b>
<b>Zukunft</b>	<b>320</b>
<b>Bei den Yampa-Utahs</b>	<b>331</b>
<b>Dreißig Jahre ...</b>	<b>341</b>



## Gefährten

Es war spät am Abend. Wir hatten den Tag zunächst mit den jungen Häuptlingen der Mescaleros, dann mit dem jungen Adler, seiner Ashta und ihren Eltern verbracht und waren nun wieder hinaufgestiegen zu unserer Wohnung. Das Herzle hatte sich schon zurückgezogen, und auch ich war müde, dabei jedoch so in Gedanken und Erinnerungen versunken, dass ich mich schließlich doch noch einmal an Winnetous Schreibtisch setzte, in seiner Wohnung im Schloss Tatellah-Satahs. An der Wand hingen die Zeichnungen, die er nach einem Foto von mir angefertigt hatte, und vor mir lag sein Testament, sein Vermächtnis. Seine vor so vielen Jahren geschriebenen Worte berührten mich so, als stünde er neben mir und erzählte mir von den vielen glücklichen und auch traurigen Momenten, die wir teils gemeinsam, teils er allein erlebt hatten. Vieles war mir bekannt, doch entdeckte ich auch immer wieder Phasen seines Lebens, von denen er mir nie erzählt hatte, meist aus seiner Kindheit und Jugend, doch auch während meiner Reisen in den Orient oder nach Asien.

Was mir heute besonders auffiel, waren seine Geschichten über die vielen Menschen, die sein Leben wie auch das meinige mitgeprägt hatten. Wie viele Freunde und Gefährten, Weiße und Rote, die uns ans Herz gewachsen waren, nach langen gemeinsamen Ritten und Erleb-

nissen. Das Kleeblatt natürlich, Old Firehand und sein Sohn Harry, Old Surehand und Apanatschka, die beiden verkehrten Toasts Hammerdull und Holbers, der Hobble Frank und seine Tante Droll, der dicke Jemmy und der lange Davy – aber auch Winnetous Jugendfreunde Til-Lata, Yato-Ka und Entschar-Ko. Der alte Henry, dem ich nicht nur meine Gewehre zu verdanken hatte, Sir Emery Bothwell, mit seinen typisch englischen Eigenheiten und seinem großen Herzen, aber auch alte und junge Krieger aus den verschiedensten Stämmen, die unseren Weg kreuzten und zu Freunden wurden, auch wenn einige von ihnen eigentlich Feinde hätten sein sollen: Gerade einige junge Krieger aus Stämmen, die uns und den Apachen feindlich gesinnt waren, ließen sich vom Beispiel Winnetous und seinem Willen zu Frieden und Verständigung überzeugen und wurden zu Freunden und Gefährten, die an unserer Seite ritten oder uns heimlich halfen, obwohl ihre Häuptlinge uns den Tod wünschten. Schiba-bigk, der junge Comanchenhäuptling, Wokadeh, der Ziehsohn der Sioux Oglala, Ma-ram und Hi-lah-dih, die Kinder To-kei-chuns, des Häuptlings der Racurroh-Comanchen, Pida, der Sohn Tanguas – und natürlich auch sein junger Bruder, den wir auf einer ganz besonderen Reise kennenlernen und ganz besonders ins Herz schließen sollten.

## Traurige Verhältnisse

Seit drei Tagen waren wir nun schon im Fort Jeffords, um Vorräte und Munition einzukaufen und uns und den Pferden Zeit zum Ausruhen zu gönnen. Der Ritt hinauf in die Rocky Mountains war lang und anstrengend gewesen. Die dortigen Erlebnisse mit den Brüdern Bender und ihrer Familie klangen noch in mir nach – und auch Winnetou war oft in Gedanken versunken. Ich wusste, dass er dabei vor allem an den dachte, der ihm persönlich am teuersten war: Wawa Derrick oder Ikwehtsi'pa, der Bruder Kolma Puschis, der große Prediger vom Stamm der Moqui. Immer wieder hatte Winnetou sich mit ihr zusammengesetzt, in den Tagen nach Dan Etters' Tod, und mit ihr über den Freund seines Vaters Intschuschuna, sein Leben, seine Gedanken und seine Pläne gesprochen.

In diesen letzten Wochen war so viel gefragt und erzählt worden, wie wohl selten in einem Trupp von Westmännern und Indianern hoch droben im Felsengebirge. Die Einzige von uns, die meist schwieg, aber dennoch immer aufmerksamer zuhörte, war Tokbela. Es überraschte uns alle und freute nicht nur ihren Neffen und Ziehsohn Apanatschka von Herzen, dass sie langsam begann, wieder Anteil zu nehmen an den Menschen, die bei ihr waren. Die Namen, die erwähnt wurden, kannte sie ja alle, hatte sie in ihrem Herzen bewahrt, aber zu

eben diesem kaum noch Zugang gefunden in den letzten Jahren, ebenso wenig wie zu ihrer Gegenwart, nur die düstersten Szenen der Vergangenheit waren in ihr lebendig geblieben.

Seit dem Tod Thibauts war einer dieser bedrohlichen Schatten aus ihrem Dasein verschwunden, und dank der liebevollen Betreuung ihrer Schwester und ihrer Neffen begann sie nicht nur physisch, sondern auch seelisch Kraft zu schöpfen. Die lichten Augenblicke nahmen zu, und manchmal stahl sich auch ein waches, frohes Lächeln auf ihr Gesicht, wenn ihre Schwester sie umarmte.

Vor gut einer Woche hatten Winnetou und ich uns dann von den anderen getrennt. Die Benders wollten nach Jefferson City zum Bankier Wallace und von dort, nach einer längeren Ruhepause und einer möglichen Behandlung Tokbelas, hinunter an den Rio Pecos, wo sie sich in der Nähe vom Pueblo der Mescaleros ansiedeln wollten. Die verkehrten Toasts beschlossen, sich ihnen anzuschließen und ihre dem General wieder abgenommenen Schecks auf Anraten Old Surehands bei Wallace anzulegen. Schahko Matto kehrte zurück zu seinen Osagen, während Winnetou möglichst schnell zu den Mescaleros heimkehren wollte und daher die direkte Route nördlich des Comanchen-Gebietes wählte. Ich wollte ihn begleiten und anschließend nach San Francisco weiterreisen, um mich von dort nach Malaysia einzuschiffen, wo mich Sir John Raffley erwartete.

Der Abschied war uns allen schwergefallen. Old Surehand umarmte mich lange und legte mir dann beide Hände auf die Schultern. „Es ist, als ob Ihr mir das Leben wiedergegeben hättet, Sir. Ich habe so lange nach ihnen gesucht, und dabei doch nie einen wirklichen Anhaltspunkt gefunden. Ihr sagt, es sei Zufall, dass Ihr auf die vielen kleinen Hinweise gestoßen seid, und doch konnte nur jemand wie Ihr das Puzzle zusammenfügen und das Rätsel lösen. Ich weiß, Ihr dankt es Gott, nennt es seinen Willen, und ich kann nun endlich ebenfalls daran glauben. Danke, Sir ... Tausend Dank! Und bitte besucht uns, wenn Ihr nach der nächsten Reise wieder an den Pecos kommt! Wir werden Euch vermissen!“

Wir blickten ihnen noch lange nach, doch dann machten auch wir uns auf den Weg. Vier Tage nach dem Abschied von den anderen trafen wir in Fort Jeffords ein, wo wie immer eine ganze Reihe Angehöriger der kleineren und ärmeren Indianerstämme der Gegend vor dem Haupteingang lagerten, um Handel zu treiben oder – was leider immer häufiger vorkam – ein paar Bissen Brot oder gar eine Flasche Schnaps zu ergattern. Es waren zum Großteil traurige Gestalten, die wir hier antrafen. Ich sah, wie sich einige zerlumppte Kinder um ein Stück Fleisch balgten, das ihnen ein Wachposten vom Palisadenzaun des Forts hinunterwarf. Sieger dieser Schlacht der mageren Kleinen war am Ende ein mindestens ebenso dürrer Hund, der sich das Stück Fleisch schnappte und mit eingeklemmtem Schwanz blitzschnell das Weite suchte. Die hungrige

Rasselbande rannte ihm nach, johlend und schimpfend, während ein kleines Mädchen zurückblieb und sich die unaufhörlich laufenden Tränen aus den Augen und von den schmutzigen Wangen wischte. Winnetou griff in seine Satteltasche, holte Dörrfleisch und zwei Maisfladen hervor und reichte es dem Kind vom Pferd herab. Sie war so verblüfft, dass sie eine Weile brauchte, um die Tränen herunterzuschlucken und nach den Leckerbissen zu greifen. Doch dann war auch sie nicht mehr zu halten und rannte, ihre so wertvolle Beute schwenkend, den Jungen hinterher.

Ich musste lächeln, doch dann sah ich, dass Winnetou ihr mit einem Ausdruck von tief empfundener Bitterkeit nachsah. Die Armut, die Hoffnungslosigkeit und die Verzweiflung dieser Menschen hier, all das ging ihm mehr zu Herzen, als er es sogar mir zeigen wollte. Seine entwurzelte Rasse verkam, langsam, aber sicher, und es tat ihm entsetzlich weh, das mit ansehen zu müssen.

Während der ersten beiden Tage verließen wir beide immer wieder das Fort, um mit den verlorenen Gestalten draußen zu reden, nach ihren Sorgen zu fragen und auch ein wenig zu helfen. Wir trafen dort vier junge Cherokee, die man nach einem misslungenen Kriegszug gegen die Cheyenne aus dem Stamm ausgestoßen hatte. Ein Unterhäuptling warf ihnen Feigheit vor, und da sie das Gegenteil nicht beweisen konnten, hatte man sie fortgeschickt, ohne Pferde und Waffen. Sie waren zu Fuß nach drei Tagen im Fort angekommen und wollten

nun durch irgendeine Arbeit genug Geld verdienen, um sich wenigstens Waffen kaufen zu können. Winnetou zog einige Nuggets aus der Tasche und gab sie ihnen, allerdings unter der Bedingung, das Fort schnell wieder zu verlassen. Er riet ihnen, zu Schahko Mattos Osagen zu gehen und bei ihm um Aufnahme zu bitten.

„Noch haben sie eine Chance, doch wenn sie bleiben, werden sie bald wie diese dort drüben im Schnaps ertrinken“, sagte er leise und blickte zu einigen Männern, die sich um eine Flasche stritten, während andere neben ihnen wie bewusstlos auf der Erde lagen. „Wir Roten vertragen den Alkohol nicht. Wir bleiben tagelang betrunken und können schon bald nicht mehr ohne den Schnaps leben, den sie uns geben“, seufzte er. „Er zerstört Leib und Seele und vor allem viele Familien.“

In diesem Moment sah ich drei Soldaten auf das Fort zureiten, zwischen sich ein Pferd, auf dem ein Mann versuchte, sich weit vornübergebeugt mit letzter Kraft im Sattel zu halten. Es war ein Indianer, dürr und ausgezehrt und mit den Händen am Sattelknauf festgebunden. Das lange Haar hing ihm wirr über den gesenkten Kopf, und ich sah, dass er aus einer Wunde an der Schulter blutete. Als die Soldaten mit ihm an uns vorbeiritten, fielen mir auch noch die roten Striemen an seinen Handgelenken auf. Er war offensichtlich gefangen gewesen und hatte versucht, Riemen zu zerreißen.

Winnetou und ich wechselten einen Blick und folgten dann den Soldaten in den Innenhof des Forts, wo sie den

Gefangenen recht unsanft vom Gaul zerrten. Er sackte sofort in die Knie, doch sie zogen ihn grob wieder auf die Füße, packten ihn unter den Armen und schleiften ihn in das Gebäude des Kommandanten. Diesen kannten wir gut, und zwar aus der Zeit, als er noch im sehr viel kleineren Fort Niobrara stationiert war. Er hieß Merrill und war mittlerweile zum Major General befördert worden. Da wir ihn und seine Leute damals mit Old Firehands Hilfe gegen einen Ansturm von Poncas verteidigen konnten, hatte er sich gefreut, uns wiederzusehen, und war nun sicher zu einer Auskunft über den Gefangenen bereit.

Noch bevor wir bei ihm eintraten, wurde der fast bewusstlose Indianer wieder herausgezerrt und in einen nahe gelegenen Schuppen gebracht. Man warf ihn einfach hinein und zog die Tür hinter ihm zu. Ein Wachposten wurde vor den Schuppen beordert, während wir nun beim Kommandanten eintraten.

„Nehmt Platz, Mesch’schurs, nehmt Platz! Es tut mir leid, dass ich in den letzten Tagen so wenig Zeit hatte, mich Euch zu widmen. Wir erwarten eine Wagenladung mit Waffen, Geld und Gerätschaften aus Kansas City, und ich musste die Männer aussuchen, die ihn abholen und hierherbegleiten sollen. Kann ich Euch einen Kaffee anbieten?“

„Danke, Sir, aber wir sind nur hier, um einmal nach dem Gefangenen zu fragen, den Eure Leute da gerade gebracht haben. Dürfen wir erfahren, wer es ist?“

„Kann ich leider nicht sagen, denn er redet nicht. Meine Leute haben ihn ein paar Meilen von hier aufgegriffen. Er versuchte, einem von ihnen Messer und Gewehr zu entreißen und damit zu fliehen. Also haben sie ihn überwältigt und hierhergebracht.“

„Er scheint verletzt zu sein ...“

„Ach, ist wohl nur ein Kratzer ...“

Winnetou beugte sich ein wenig vor. „Erlaubt mir der Kommandant, einmal nach dem Gefangenen zu sehen? Winnetou hat Heilkräuter für seine Wunde.“

Merrill sah ihn ein wenig verblüfft an, zuckte dann aber die Schultern. „Gut, wenn Ihr wollt, dann seht nach ihm. Vielleicht verrät er ja Euch, wer er ist und wie er hier in die Gegend kommt. Ich gebe dem Wachposten Anweisung, Euch zu ihm zu lassen.“

Als wir die Tür zu dem Schuppen öffneten, lag der magere Gefangene auf einer Pritsche und hatte das Gesicht zur Wand gedreht. Er reagierte auch nicht, als Winnetou ihn leicht am Arm berührte. „Mein Bruder mag mir sagen, ob er Hilfe braucht“, sprach ihn der Apache an.

Jetzt drehte sich der andere vorsichtig und langsam auf den Rücken. „Uff, Uff! Winnetou und Old Shatterhand!“, stieß er mühsam hervor, dann sah ich, wie sein Kopf zurücksank und sich seine Glieder streckten.

„Er ist bewusstlos. Mein Bruder mag mir helfen, ihm sein Hemd auszuziehen. Die Wunde an seiner Schulter ist entzündet, und auch seine Handgelenke sind

blutig und zerschunden. Wir müssen ihn vorsichtig waschen.“

Ich trat zur Tür und bat den Wachposten um heißes Wasser und saubere Tücher. Er nickte und rief einen zweiten Soldaten zu sich, der uns kurz darauf das Gewünschte brachte. Vorsichtig schnitt Winnetou das Hemd über der Schulter auf und begann die sichtlich verschmutzte Wunde zu reinigen. „Gut, dass ich gestern frische Heilkräuter gefunden habe. Sie werden helfen, doch wir werden die Wunde auch ausbrennen müssen.“

Es war eine schlimme Prozedur, doch einen besseren Wundarzt als Winnetou hätte sich der Verletzte kaum wünschen können. Er stöhnte einige Male, kam aber nicht wieder zu Bewusstsein. Schließlich legte Winnetou die Kräuter auf die Wunde und verband die Schulter, bat aber den Wachposten noch um kaltes Wasser, um das zu erwartende Wundfieber bekämpfen zu können.

Ich ging hinüber zum Kommandanten und erklärte ihm, dass ich mit Winnetou in dieser Nacht bei dem Verletzten bleiben wolle. Er zuckte ein wenig verblüfft die Schultern, willigte aber ein.

„Also doch mehr als ein Kratzer?“, fragte er.

„Oh ja, eher eine üble Schusswunde. Und da er bewusstlos ist, können wir ihn nicht fragen, wer er ist“, erwiderte ich. „Morgen wissen wir hoffentlich mehr.“

Als ich wieder in den Schuppen trat, war Winnetou gerade dabei, mit dem frischen Wasser die Stirn des Verletzten zu kühlen. Er strich ihm dabei das wirre Haar aus

dem Gesicht und hielt plötzlich inne. „Ich kenne diesen Mann, doch ich weiß nicht, woher!“

Ich trat zu ihm und betrachtete den Bewusstlosen nun ebenfalls genauer. „Mmmmh, mein Bruder hat recht, auch ich habe ihn schon einmal gesehen. Nur wo?“

Schließlich ging ich wieder hinaus, um unsere Rap-  
pen zu versorgen. Dann holte ich unsere Decken und  
bereitete für uns beide in dem engen Schuppen ein  
Nachtlager. Den Verletzten allein zu lassen, kam nicht  
infrage, das war mir klar. Winnetou würde ihn heute  
Nacht nicht aus den Augen lassen. Er hatte nun auch  
die Handgelenke des Mannes gesäubert und verbunden.  
„Dies sind wirklich nur Kratzer, doch die Schusswunde  
an der Schulter ist schwer und zu lange nicht gesäubert  
worden. Wir müssen sehen, ob er die Nacht übersteht.“

Noch bevor der Morgen dämmerte, wurden Winnetou  
und ich von Schreien geweckt. Der verletzte Indianer  
schlug um sich und rief wie verzweifelt immer wieder:  
„Ókashka! Patóh!“

Winnetou legte ihm schnell ein feuchtkaltes Tuch  
auf die Stirn und nach einiger Zeit beruhigte sich der  
Fremde wieder. „Das waren Worte aus der Mandan-  
Sprache“, raunte der Apache mir zu. „Es gibt nur noch  
sehr wenige dieses Stammes, die meisten sind vor lan-  
ger Zeit bereits an einer fürchterlichen Krankheit gestor-  
ben. Danach waren sie zu schwach, sich gegen andere  
Stämme und die Weißen zu wehren. Schließlich gab es  
nur noch zwei Dörfer, und auch diese konnten oben in

der Nähe der Dakota-Siedlungen nur schwer bestehen. Immer wieder wurden sie vertrieben.“

„Ich weiß, Winnetou, das hat mir damals der junge Krieger erzählt, der mit uns gegen die Oglala hinauf zum Yellowstone Park zog. Er war etwa achtzehn Jahre alt und gut mit dem jungen Baumann befreundet. Wie hieß er noch ...“

Winnetou fuhr auf. „Wokadeh! Und er ist es auch, der hier vor uns liegt! Deshalb kam er uns so bekannt vor!“

Verblüfft betrachtete ich das Gesicht des nun wieder unruhig Schlafenden vor mir. „Du hast recht, Winnetou, es ist Wokadeh. Er ist so schmal und auch um einiges älter geworden, dass ich ihn tatsächlich nicht wiedererkannt habe. Er dagegen wusste sofort, wer wir waren ... Umso mehr müssen wir nun dafür sorgen, dass er wieder gesund wird.“

Winnetou nickte und kühlte Wokadeh wieder die Stirn. „Weißt du, was die Worte bedeuten, die er rief?“, fragte ich. Er nickte. „Patóh bedeutet Ente und ist oft der Name eines kleinen Kindes, wie auch bei den Mescales. Und Ókashka ist das Wort für Zöpfe, also der Name einer Frau. Hat Wokadeh etwa seine Familie verloren?“

## Wokadehs Geschichte

Wenig später holte ich Hatatitla aus dem Stall und ritt hinaus auf die Prärie, um uns irgendein Wild zu schießen. Weder Winnetou noch ich mochten das Büchsenfutter der Soldaten, das im Store des Forts verkauft wurde, und vor allem Wokadeh brauchte gesündere Nahrung. Ich fand schon nach nur einer Stunde eine Gruppe wilder Truthähne, schoss zwei Puten und entdeckte wenig später auch noch einige von Winnetous Kräutern, das Beizkraut, das er für seine schmerzhaft, aber so wirkungsvolle Heilkur brauchte.

Als ich gegen Mittag wieder die kleine Blockhütte betrat, hockte Winnetou neben seinem Patienten auf dem Boden. Auf meinen fragenden Blick schüttelte er nur leise den Kopf. Wokadeh war also noch nicht wieder aus seiner Bewusstlosigkeit erwacht. Mir fiel jedoch auf, dass er ruhiger zu schlafen schien.

Winnetou half mir, die beiden Puten zu rupfen, dann trug er die Vögel hinaus und begann, sie an einem der Lagerfeuer im Fort zu braten, während ich bei Wokadeh blieb. Ich nahm meinen Tabaksbeutel hervor und stopfte meine Pfeife, als sich der Mandan zu regen begann. Er wollte sich aufsetzen, sank aber mit einem Seufzer schnell wieder zurück. Ich trat zu ihm.

„Wie geht es meinem Bruder Wokadeh? Möchte er ein wenig Wasser?“

Er nickte leise. Als ich ihm den Lederbecher reichte, leerte er ihn bis zur Neige. „Mein Bruder Shatterhand hat mich erkannt? Es ist lange her, dass wir uns sahen, und Wokadeh war damals noch ein Knabe“, sagte er leise und unter sichtlicher Anstrengung, während ich den Becher ein zweites Mal füllte.

„Du warst ein junger, tapferer Mann, der einer gerechten Sache wegen fast gestorben wäre“, erinnerte ich ihn und dachte an den entsetzlichen Augenblick, als ihn der Oglala-Häuptling Hong-peh-te-keh gemeinsam mit dem jungen Martin Baumann in die kochend heiße Quelle im Yellowstone Park werfen wollte.

Ein halbes Lächeln spielte um Wokadehs Mund. „Es ist so lange her und erscheint mir oft wie ein Traum aus einem anderen Leben. Damals war Wokadeh stark, jetzt ist er nur noch ein Schatten, der nicht genug Kraft hat, ein paar weißen Soldaten zu entgehen.“

„Wir sahen, wie sie dich ins Fort brachten. Winnetou hat dich gepflegt in den letzten zwei Tagen. Deine Schulterwunde ist schwer, doch in ein paar Tagen wirst du wieder auf den Beinen sein, meint er.“

„Wo ist der Häuptling der Apachen?“

„Er brät uns etwas zum Mittagessen, damit du wieder zu Kräften kommst. Dann wirst du uns deine Geschichte erzählen und wir werden sehen, wie wir dir helfen können.“

Er legte den Kopf zurück und ich sah, dass ihm sofort wieder die Augen zufielen. Wir ließen ihn schlafen, auch

als Winnetou mit dem gebratenen Fleisch kam und einen kleinen Topf voll Brühe neben die Pritsche stellte.

Wokadeh schlief fast zwei Stunden, dann weckte ihn doch der Hunger und er trank die Brühe mit so viel Appetit, dass Winnetou zufrieden nickte. „In wenigen Tagen wird mein junger Bruder wieder auf den Beinen sein. Das Wundfieber kann ihm nichts mehr anhaben.“

Als Wokadeh sich schließlich kräftig genug fühlte, setzte er sich mit Winnetous Hilfe vorsichtig auf und begann zu erzählen: „Wokadeh muss weit ausgreifen, damit seine Brüder seine Lage besser verstehen können. Nach unserer Rückkehr aus dem Yellowstone Park boten der Bärenjäger Baumann und sein Sohn Wokadeh an, bei ihnen zu bleiben. Ich tat es zwei Monate lang, auch der Pflege des Bärenjägers wegen, der in der Gefangenschaft bei den Oglala doch sehr gelitten hatte. Martin blieb bei dem Vater, während Wokadeh auf die Jagd ging. Doch als Baumann wieder gesund und kräftig war, beschloss er, für sich und seinen Sohn eine neue Heimat zu suchen, da die Gegend, in der ihr Store stand, nicht mehr sicher genug war. Vater und Sohn zogen hinunter zum Llano Estacado, wo sie ja auch auf Winnetou und Old Shatterhand trafen. Ich trennte mich von ihnen und ging zu den Schoschonen. Oitka Petey nahm mich freundlich auf, da er meine Geschichte kannte, doch seine Krieger ließen es mich doch spüren, dass ich keiner der ihren war. Als ein Pedlar ins Dorf kam und erzählte, er habe von zwei Mandan-Dörfern weiter im

Norden, am Rande der Dakota-Gebiete, gehört, traf es mich wie ein Schlag. Konnte es wirklich so sein? Hat-ten die Pocken und die Cholera doch nicht meinen ganzen Stamm ausgelöscht? Es hielt mich nicht mehr bei den Schoschonen. Oitka Petey gab mir ein gutes Pferd, ein Gewehr und seinen Segen wie ein Vater seinem Sohn, und so zog ich fort, um herauszufinden, ob die Geschichte des Pedlars wahr sei.“

Er griff nach dem Becher, nahm einen Schluck und verharrte einen Augenblick in Schweigen, um Kraft zu sammeln. „Ich fand die Dörfer, nach einer langen Reise und vielen Entbehrungen, aber voller Sehnsucht nach Menschen meines Volkes, meiner Sprache und meiner Gedanken. Als ich schließlich in einem der Dörfer eintraf, sah ich, wie seine Bewohner ihre Habseligkeiten zusammensuchten und auf ihre Travois packten. Sie wollten zu ihren Verwandten in die Hidatsa-Reservat-ion ziehen, weil sie sich dort sicherer glaubten. Als ich versuchte, sie zum Bleiben zu überreden, schüttelten sie nur resigniert die Köpfe. Ich sah, dass ihr Kampfes-wille gebrochen war, sie hatten nach fast hundert Jahren Krankheit und Elend nicht mehr die Kraft, weiter um ihr Land und ihre Zukunft zu kämpfen, und wollten lieber anderen die Verantwortung übergeben.“

Als Wokadeh aufsaß, verblüffte mich sein leises Lächeln. „Als Wokadeh schon dachte, er sei wieder umsonst einem Traum nachgelaufen, sah er eine alte Frau mit schneeweißem Haar auf sich zukommen, mit

einem kleinen, vielleicht dreijährigen Jungen an der Hand. Sie bat mich in ihre Hütte und fragte mich, wer ich sei. Als ich ihr meine Geschichte erzählt hatte, nickte sie leise mit dem Kopf. *Ich habe dich erkannt, Wokadeh*, sagte sie sanft und griff nach meiner Hand. *Meine Augen haben dich nie zuvor gesehen, und doch weiß ich, wer du bist. Mein Name ist Minaki, die Sonne – und ich bin die Großmutter deines Vaters, Wah-Kih. Du siehst ihm sehr ähnlich, Wokadeh.* Sie seufzte tief und sagte dann leise: *Wir drei, du, ich, und dieses kleine Vögelchen hier, das sie Patóh, die Ente, nennen – wir sind die Letzten deiner Familie. Ich werde bald sterben, und ich verlasse diese Erde glücklich und ohne Trauer, wenn ich weiß, dass du dich deines kleinen Vetters annehmen wirst. Und da ist noch ein junges Mädchen, das Minaki sehr liebt. Wir nennen sie Ókashka, Zöpfe, doch sie ist keine Mandan, sondern eine Tochter der Weißen, die ein Krieger vor vielen Jahren zu uns brachte. Sie war damals so groß wie Patóh jetzt und wuchs unter uns auf wie eine Tochter des Stammes. Und doch weiß ich, dass unser Volk sie nicht mit sich nehmen wird, aus Angst, dass die Weißen sie des Kinderraubes anklagen werden, wenn sie sie sehen. Ihr Haar ist hell wie die Sonne ... wie Minaki, kicherte die Alte und strich sich über ihre eigenen weißen Zöpfe. Nimm auch sie mit, Sohn meines Enkels. Minaki bittet dich darum.“*

Wieder musste Wokadeh innehalten und ein wenig Kraft sammeln, dann sprach er leise weiter. „Wokadeh

blieb noch eine Woche bei seinem Volk, das nicht mehr sein Volk war. Man behandelte ihn genauso wie früher die Oglala und dann die Schoschonen. Er war einer der ihren und doch ein Fremder, dem man misstraute. Kurz bevor die letzten Mandan ihr Dorf verließen, starb Minaki, mit einem Lächeln im Gesicht. Wokadeh nahm Patóh, setzte ihn vor sich auf sein Pferd und ritt aus dem Dorf der Mandan, gefolgt von dem stillen gelbhaarigen Mädchen, das ohne ein Wort mit ihm ging, weil es nicht anders konnte.“

„Wie lange ist das her?“, fragte ich, erschüttert angesichts so viel Traurigkeit, die auch jetzt noch in seinen Augen zu lesen war.

„Zwei Monde waren wir unterwegs. Wokadeh wollte den Bärenjäger und Martin suchen und dann vielleicht zu den Mescaleros gehen, in der Hoffnung, bei ihnen aufgenommen zu werden, mit seinen beiden Schützlingen. Doch der Weg war so unendlich weit ...“

„Und wo sind Patóh und das Mädchen jetzt?“

Wokadeh presste die Lippen zusammen und knurrte: „Bei den Kiowas. Eine Gruppe von ihnen überfiel uns nachts und schleppte uns in ihr Dorf, wo Tangua, ihr gelähmter Häuptling, mir schwor, er werde mich am Marterpfahl rösten, das Mädchen an weiße Tramps verkaufen und den Jungen als Sklaven aufziehen. Sie sperrten uns in verschiedene Zelte, doch es gelang Wokadeh in der dritten Nacht, seine Riemen zu zerreißen und zu fliehen. Das Zelt, in dem die beiden anderen gefangen

gehalten wurden, war für mich unerreichbar, und da ich keine Waffen hatte, musste ich fort und mir erst ein Gewehr verschaffen.“

„Das also ist der Grund, warum mein Bruder versuchte, den Soldaten ihre Waffen zu rauben“, meinte Winnetou, und Wokadeh nickte.

„Als ich aus dem Lager schlich, sah mich einer der Wächter. Er schoss auf mich und traf mich in die Schulter. Ich verlor viel Blut und fand niemanden, der mir helfen konnte. Vier Tage und Nächte lief ich, fast ohne Nahrung. Als ich die Soldaten traf, war ich völlig erschöpft und brach zusammen, als sie meinen Versuch abwehrten, ihnen das Gewehr zu nehmen.“

Winnetou und ich wechselten einen Blick voller Bewunderung für diesen Burschen, der ganz offensichtlich fest entschlossen war, seine beiden Schützlinge nicht ihrem Schicksal zu überlassen.

„Nun, dann werde ich jetzt erst einmal Kommandant Merrill deine Geschichte erzählen, Wokadeh. Ich denke nicht, dass er hier sehr streng richten wird. Und dann überlegen wir, was wir für deine beiden tun können.“

Als ich bei Merrill eintrat, stand er mit einem breiten Lächeln von seinem Schreibtisch auf und kam mir mit ausgestreckter Hand entgegen. „Mister Shatterhand! Kommt, setzt Euch auf eine Tasse Kaffee zu mir. Wie geht es denn Eurem Patienten? Wiederhergestellt?“

„Beinahe, Sir, doch lasst Euch kurz erzählen.“ Ich setzte mich ihm gegenüber an den Schreibtisch, trank einen

Schluck des schwarzen Gebräus und begann zu erzählen. Als ich geendet hatte, rief er aus: „Aber Sir, das ist ja außerordentlich, was dieser Bursche alles hinter sich hat. Natürlich kenne ich Eure Geschichte von damals, dem Kampf gegen die Oglalas an den heißen Quellen des Yellowstone Parks, und auch an den Namen des jungen Mandan kann ich mich gut erinnern. Tapferer Kerl, das muss man ihm lassen. Und was die Sache von vorgestern betrifft: Schwamm drüber, ist ja niemand dabei zu Schaden gekommen. Bis er wieder gesund ist, kann er mit Euch in Euer Quartier ziehen und dann nehmt ihr ihn mit und verhelft ihm wieder zu seiner Familie, wie ich Euch kenne. Wenn wir irgendetwas für Euch tun können – ein Wort von Euch genügt, Sir!“

Mit diesen guten Nachrichten ging ich wieder in die Blockhütte und sah mit Freude die Erleichterung auf Wokadehs Gesicht. Wir brachten ihn in unser bedeutend bequemeres Quartier, richteten ihm dort ein Lager ein und begannen Pläne zu schmieden. Die Kiowas gehörten zu den erbittertsten Gegnern der Mescaleros, und Tangua hatte mit mir noch eine erhebliche Rechnung offen. In sein Dorf zu reiten und ihn um Wokadehs Schützlinge zu bitten, kam also leider nicht infrage.

## Zu den Kiowas

Eine Woche später verließen wir Fort Jeffords, begleitet von den guten Wünschen des immer freundlichen Kommandanten. Winnetou bat ihn noch, zumindest für die Kinder der vor dem Fort lebenden Familien zu sorgen, was ihm Merrill auch versprach, dann stiegen wir auf die beiden Rappen und Wokadeh ein wenig mühsam auf einen kräftigen Braunen, den wir den Soldaten abgekauft hatten, in der Hoffnung, er werde mit unseren beiden Schwarzen mithalten können.

Wokadeh hatte sich recht schnell erholt und zum Aufbruch Richtung Kiowa-Dorf gedrängt, doch Winnetou blieb hart und erklärte, er müsse noch warten. Der Ritt war weit und würde einiges an Kraft kosten, die der Mandan eigentlich noch nicht wieder besaß. Es kostete uns auch unterwegs einige Mühe, ihn zu bremsen. Am liebsten wäre er Tag und Nacht geritten. „Patóh und Ókashka müssen krank sein vor Angst. Sicher denken sie, die Kiowas hätten mich getötet. Es ist nun schon fast zwei Wochen her, dass wir in die Hände von Tanguas Kriegern fielen. Wokadeh hofft so sehr, dass man sie wenigstens zusammengelassen hat ...“

Ich dachte an Pida, den Sohn Tanguas, der aller Widerstände seines Vaters und seiner Stammesbrüder zum Trotz mein Freund geworden war. Er war damals, nach dem Tod von Intschu tschuna und Nscho-tschi, in meine Hände

geraten und ich hatte ihm das Leben geschenkt. Wenn er sich für die Kinder einsetzte, würde Tangua nachgeben, denn Pida war sein Lieblingssohn und mittlerweile längst auch der eigentliche Häuptling der Kiowas. Tangua war nach der schweren Verletzung in beiden Knien, die ich ihm damals am Rio Pecos in unserem Zweikampf beigebracht hatte, gelähmt und konnte seinen Pflichten als Kriegshäuptling nicht mehr nachkommen. Er war verbittert, rachsüchtig allen Weißen und auch allen Apachen gegenüber. Im Rat der Alten war sein Wort noch entscheidend, doch ich hoffte, dass Pida ihn habe überzeugen können, Patóh bei der jungen Weißen zu lassen. Dass er es versuchen würde, dessen war ich mir im Grunde sicher. Weder Wokadeh noch die Kinder waren eigentliche Feinde der Kiowas und nur aus Zufall in ihre Hände geraten. Es war also kein Grund für besondere Härte vorhanden. Viele Stämme adoptierten Kinder anderer Völker, wenn sie nach Kämpfen als Waisen zurückblieben oder geraubt worden waren. Sie wurden meist wie eigene Kinder behandelt. Auch Wokadeh war nach dem Tod seiner Eltern bei den Oglala aufgewachsen. Diese hatten ihn zwar nicht schlecht behandelt, ihn jedoch immer als einen Außenseiter gesehen und ihn das auch spüren lassen.

„Uff!“ Winnetous leiser Ruf riss mich aus meinen Gedanken. „Eine Fährte!“

Auch Wokadeh, der ein wenig hinter uns geritten war, blickte nun zu Boden und meinte: „Zwei Reiter. Sie kommen aus dem Süden ...“

Winnetou nickte und trieb Iltschi an. Wir folgten ihm, bis wir ein nahes Gebüsch oder eher einen kleinen Wald erreichten, in dem wir nicht so leicht zu sehen waren. Dachten wir zumindest ...

„Reißen die beiden Häuptlinge der Apachen nun schon vor ihren eigenen Kriegern aus?“, tönte es leise lachend hinter uns. Zwei alte Bekannte traten hinter einem Baum hervor.

„Yato-Ka und Til-Lata! Was tun meine Brüder hier im Kiowa-Gebiet?“, brummte ihnen Winnetou ein wenig unwirsch ob der respektlosen Begrüßung entgegen.

„Wir suchen Winnetou und Old Shatterhand! Winnetou wollte schon vor einem Monat wieder ins Pueblo am Rio Pecos zurückkehren, kam jedoch nicht. Da beschloss der Rat der Alten, uns ihm nachzusenden“, erklärte der ruhige Til-Lata.

„Ist Winnetou jetzt ein Kind, das man beaufsichtigen muss?“, murmelte mein lieber Blutsbruder immer noch ein wenig beleidigt vor sich hin. Es gefiel ihm gar nicht, dass seine beiden Unterhäuptlinge ihn so überrascht hatten und ihn auch noch spüren ließen, wie sehr sie sich darüber amüsierten.

„Keine Sorge, ich passe schon auf ihn auf“, lachte ich und reichte den beiden Freunden die Hand. Das trug mir nun erst recht einen fast grimmigen Blick Winnetous ein, der mich allerdings nicht weiter kümmerte. Manchmal fehlte ihm einfach ein wenig der Humor, wenn es um seine Häuptlingswürde ging.

Die beiden Apachen führten uns zu einer kleinen Lichtung, neben der ihre Pferde angebunden waren und genüsslich frische Triebe von den Bäumen zupften. Schnell war ein kleines Feuer entfacht und die Pfeife Winnetous wurde gestopft, damit auch Til-Lata und Yato-Ka den Mandan begrüßen konnten. Wir erzählten ihnen seine Geschichte, und ich sah ihnen an, dass auch sie das Schicksal seiner beiden Schützlinge berührte.

„Bei den Kiowas aufzuwachsen, wäre für einen so kleinen Jungen sicherlich nicht leicht, vor allem aber tut das Mädchen mir leid. Sie muss sicherlich Bitteres dort ertragen“, lautete der Kommentar des immer freundlichen Yato-Ka, und Til-Lata meinte: „Wenn Tangua sie tatsächlich an weiße Tramps verkauft ... Was für ein grausamer Gedanke ...“

Ich sah, wie Wokadeh sich mit beiden Händen über das Gesicht fuhr, und konnte mir gut vorstellen, was jetzt in ihm vorging. Glücklicherweise war er vernünftig genug, um genau zu wissen, dass er allein nichts ausrichten konnte. Auch Winnetou schien mittlerweile froh zu sein, dass er seine beiden alten Freunde hier vorgefunden hatte.

„Es ist, als habe der große Geist meine Brüder zu uns geschickt. Sicherlich hatten sie eine Ahnung, dass sie gebraucht würden – wie mein Bruder Scharlih sie so oft hat“, fügte er mit einem leisen Lächeln hinzu. Oh ja, er kannte diese meine *Ahnungen* nur zu gut und wusste, dass sie uns bereits vor vielem Ungemach bewahrt hatten.